



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

In seiner fulminanten und meisterhaft geschriebenen Biographie – voller Details aus Briefen, Tagebüchern und persönlichen Gesprächen – zeigt uns Simon Sebag Montefiore einen der grausamsten Diktatoren der Weltgeschichte als Herrscher und zugleich als skrupelloses Haupt eines ganzen Hofstaates. Dabei gewährt er überraschende Einblicke in das verborgene Leben, die mörderischen Intrigen und die tödlichen Machenschaften der Mitglieder des Politbüros und ihrer Familien. Eindrucksvoll beschreibt er die Beziehungen zwischen einem Menschheitsverbrecher und einer Kamarilla, die von enthemmter Gewaltbereitschaft ebenso geprägt sind wie von kleinbürgerlich idyllischen Alltagsfreuden. Schonungslos und mit atemberaubenden Sinn für die menschlichen Abgründe enthüllt einer der großen historischen Erzähler der Gegenwart die ganze Amoralität eines totalitären Regimes, dessen Erben uns bis heute heimsuchen.

SIMON SEBAG MONTEFIORE, geboren 1965, ist britischer Historiker und Journalist. Er ist Autor zahlreicher preisgekrönter Bestseller, die mittlerweile in 45 Sprachen übersetzt wurden. »Jerusalem. Die Biographie« war ein weltweiter Bestseller.

SIMON SEBAG MONTEFIORE

# STALIN

AM HOF DES ROTEN ZAREN

Aus dem Englischen von Hans Günter Holl

KLETT-COTTA

Die deutschsprachige Ausgabe ist erstmals 2005  
im S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main erschienen.  
Der Text der vorliegenden Ausgabe folgt der erweiterten  
Ausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag 2006.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Stalin. The Court of the Red Tsar« im Verlag  
Weidenfeld & Nicolson, London, 2003  
© 2003 by Simon Sebag Montefiore

Für die deutsche Ausgabe

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von © Heritage Image Partnership Ltd /  
Alamy Stock Photo

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98735-5

E-Book ISBN 978-3-608-12154-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für  
Lily Bathsheba

# INHALT

## VORWORT

von Prof. Dr. Jörg Baberowski 1

## PROLOG

DAS FESTESSEN VOM 8. NOVEMBER 1932

11

## ERSTER TEIL

EINE WUNDERBARE ZEIT: STALIN UND NADJA, 1917–1932

33

1. Der Georgier und das Schulmädchen 35

2. Die Kreml-Familie 50

3. Der Charmeur 56

4. Hungersnot und Idylle: Stalin am Wochenende 72

5. Ferien und die Hölle: Das Politbüro am Meer 87

6. Züge voller Leichen: Liebe, Tod und Hysterie 99

7. Stalin als Mäzen 111

## ZWEITER TEIL

LUSTIGE GESELLEN: STALIN UND KIROW, 1932–1934

121

8. Die Beisetzung 123

9. Der Witwer und die Seinen:

Sergo, der Bolschewikenprinz 135

10. Verdorbener Sieg:

Kirow, das Komplott und der XVII. Parteitag 147

11. Tod des Favoriten 154

### DRITTER TEIL

AM ABGRUND: 1934–1936

169

- 12. »Ich bin verwaist«: Der Trauerspezialist 171
- 13. Ein Geheimbund: Die Rose von Nowgorod 185
- 14. Ein Zwerg steigt auf, und ein Casanova stürzt 193
- 15. Der Zar fährt Metro 202
- 16. Pakt gegen Häftlinge: Der Schauprozess 212

### VIERTER TEIL

GEMETZEL: JESCHOW, DER GIFTZWERG, 1937–1938

223

- 17. Der Vollstrecker: Berias Gift und Bucharins Dosis 225
- 18. Sergo: Tod eines »vollendeten Bolschewiken« 240
- 19. Das Massaker an den Generälen:  
Jagodas Sturz und der Tod einer Mutter 250
- 20. Blutbad nach Quoten 261
- 21. »Brombeere« bei der Arbeit 271
- 22. Blutige Hemdsärmel: Der innere Kreis des Mordens 282
- 23. Familienleben im Terror:  
Die Frauen und Kinder der Magnaten 293

### FÜNFTER TEIL

SCHLACHTFEST: BERIAS AUFTRITT, 1938–1939

301

- 24. Stalins Damen und die Familie in Gefahr 303
- 25. Beria und das Henkersleid 312
- 26. Die Tragödie und Verruchtheit der Jeschows 321
- 27. Tod in Stalins Familie:  
Ein seltsamer Antrag und die Haushälterin 329

### SECHSTER TEIL

»DAS GROSSE SPIEL«: HITLER UND STALIN, 1939–1941

341

- 28. Die Aufteilung Europas:  
Molotow, Ribbentrop und Stalins Judenfrage 343
- 29. Die Ermordung der Frauen 359
- 30. Molotow-Cocktails: Der Winterkrieg und Kuliks Frau 370
- 31. Molotow trifft Hitler: Kühnheit und Ernüchterung 383
- 32. Der Countdown: 22. Juni 1941 402

## SIEBTER TEIL

KRIEG: DAS LERNENDE GENIE, 1941–1942

409

33. Hoffnung und Zusammenbruch 411

34. »Ich brenne vor Eifer«:

Schdanow und das belagerte Leningrad 435

35. »Können Sie Moskau halten?« 447

36. Molotow in London, Mechlis auf der Krim,

Chruschtschew am Ende 464

37. Churchills Besuch bei Stalin:

Marlborough gegen Wellington 475

38. Stalingrad und der Kaukasus:

Beria und Kaganowitsch im Krieg 482

## ACHTER TEIL

KRIEG: DAS TRIUMPHALE GENIE, 1942–1945

493

39. Der Oberste Befehlshaber von Stalingrad 495

40. Söhne und Töchter:

Stalin und die Politbüro-Kinder im Krieg 507

41. Stalins Sängerwettstreit 520

42. Teheran: Roosevelt und Stalin 528

43. Der stolze Sieger: Jalta und Berlin 547

## NEUNTER TEIL

DAS GEFÄHRLICHE SPIEL DER NACHFOLGE, 1945–1949

559

44. Die Bombe 561

45. Beria: Potentat, Ehemann, Vater, Liebhaber,

Frauenschänder, Mörder 575

46. Eine Nacht im Leben des Josef Wissarionowitsch:

Tyrannie im Kino und bei Tisch 587

47. Molotows Chance: »Im Suff reden Sie nur Unsinn!« 609

48. Schdanow als Thronfolger und Abakumows blutiger Teppich 616

49. Der Niedergang Schukows und die Plünderung Europas:

Die Reichselite 623

50. »Den haben die Zionisten dir untergeschoben!« 638

51. Ein einsamer, alter Mann im Urlaub 643

52. Zwei seltsame Todesfälle: Der jiddische Schauspieler und der

designierte Nachfolger 654



## ZEHNTER TEIL

DER LAHME TIGER, 1949–1953

665

53. Die Festnahme Polina Molotowas 667
54. Morde und Hochzeiten: Die Leningrader Affäre 675
55. Mao, Stalins Geburtstag und der Koreakrieg 688
56. Der Knirps und das Ärztekomploit:  
Drauf, drauf und nochmal drauf! 698
57. Junge Katzen und Nilpferde:  
Die Vernichtung der alten Garde 713
58. »Ich habe ihn erledigt!«:  
Der Patient und seine zitternden Ärzte 727
- Postskriptum 742

## ANHANG

- Quellenverzeichnis 753
- Stalins Stammbaum 834
- Die Sowjetunion unter Stalin 1929–1953 836
- Der Sowjetische Kaukasus unter Stalin 1929–1953 837
- Die Hauptpersonen 838
- Danksagung 841
- Auswahlbibliographie 845
- Namenregister 857

# Vorwort

## DER STALINSISCHE HOF UND DIE WURZELN DES STALINISMUS

Wozu ein Buch über Stalins Hof? Was ist über den Diktator noch zu sagen, was nicht schon tausendfach gesagt worden ist, in zahlreichen Aufsätzen, Essays und Büchern über die Gewaltherrschaft, die die Historiker Stalinismus nennen? Und warum sollen wir uns mit Stalin und seinem Hof überhaupt beschäftigen? Die Antwort ist einfach und eindeutig: Wir werden, wenn wir uns Stalin und seinen Helfern als Menschen zuwenden, die Rationalität der destruktiven Gewaltherrschaft besser als bisher verstehen. Zu zeigen, wie der individuelle Mensch als Schöpfer und Geschöpf seiner Umgebung gewesen ist, das aber ist die eigentliche Aufgabe des Historikers, denn wir wollen nicht wissen, wie die Welt ist, sondern wie sie von den historischen Menschen gesehen wurde. Allein auf diese Weise werden wir verstehen, wer Stalin und was der Stalinismus waren.

In der zurückliegenden Geschichtsschreibung über Stalin und den Stalinismus aber blieben die menschlichen Eigenschaften des Diktators und seiner Gefolgsleute eher im Verborgenen. Die Stalin-Biographien von Adam Ulam, Robert McNeal und Robert Tucker waren Erzählungen vom Leben Stalins, die wenig darüber sagten, woher dieser Mann kam und was dessen Herkunft und das Milieu, in dem er sich bewegte, über den Stalinismus zu verstehen geben.\* Wie hätte das auch geschehen können, wenn wir nicht einmal wissen, wer die Gefolgsleute waren, die sich am Hof des Diktators aufhielten: Molotow, Mikojan, Kaganowitsch, Beria, Malenkow, Schdanow und Woroschilow.

\* A. Ulam, Stalin, Koloß der Macht, Esslingen 1977; R.H. McNeal, Stalin. Man and Ruler, London 1988; R. Tucker, Stalin Power. The Revolution from Above, 1928–1941, New York 1992. Zuletzt, und mit Gespür für den kulturellen Kontext: R. Service, Stalin. A Biography, London 2004.

Die Historiker haben statt dessen von Strukturen gesprochen, von der Allmacht bürokratischer Apparate und Ideologien, wenn sie ihre Leser über den totalitären Charakter des bolschewistischen Regimes aufklären wollten. Im »Jahrhundert der Ideologien« (Karl-Dietrich Bracher) wurden Menschen von Apparaten regiert und als Individuen ausgelöscht. Aber wer regierte in diesen Apparaten und wie konnte es geschehen, dass der exzessive Terror mit dem Tod des Diktators zu einem Ende kam?\*

Über Stalin und seine Helfer hatten auch die so genannten Revisio-nisten unter den Historikern, die in den 1980er Jahren mit der Behauptung aufwarteten, der Stalinismus sei »von unten« gekommen, nichts von Belang mitzuteilen. Ihnen galten die Exzesse der Stalin-Ära als ein Resultat ungesteuerter und unkontrollierbarer Konflikte zwischen konkurrierenden Apparaten und sozialen Gruppen. In Wahrheit seien gesellschaftliche und soziale Krisen für den Ausbruch des Terrors verantwortlich gewesen. Stalin und seine Helfer hätten den Terror nicht nur nicht verursacht, sie hätten ihn nicht einmal kontrollieren können. So behauptete der amerikanische Historiker J. Arch Getty, die Parteiführung habe die Sicherheitsorgane noch 1937, im Jahr des Großen Terrors, darauf hinweisen müssen, daß Exzesse nicht erlaubt seien. Wo sie dennoch vorgekommen seien, müssten sie dem Eifer lokaler Parteisekretäre zugeschrieben werden.\*\* Aber man erfuhr auch von den Revisio-nisten nur wenig über die Personen, die sich in diesen Konflikten bewegten. Wo die einen von Ideologien und allmächtigen Apparaten sprachen, entdeckten die anderen soziale Klassen und konkurrierende Gruppen. Hier wie dort erlagen die Historiker aber vor allem den Selbstinszenierungen des Regimes, über das Leben, das sich hinter diesen monolithischen Fassaden verbarg, hatten sie uns nichts mitzuteilen. Und weil sich natürlich auch die politischen Führer in der Öffentlichkeit über die Welt stets nur im Stil der staatlichen Propaganda auszudrücken wussten, erfuhr man über sie auch nicht mehr, als dass sie im Meinungsdienst einer Ideologie standen.

Nun sind Ideologien und Lebensordnungen nicht einfach da. Es gibt weder einen »Marxismus« noch einen »Kommunismus«, der aus den Texten unvermittelt spricht. Das Bewusstsein ist kein Reflex der Ideo-

\* K. D. Bracher, *Zeitgeschichtliche Kontroversen um Faschismus, Totalitarismus, Demokratie*, München 1984, 5. Aufl.

\*\* J. A. Getty »Excesses are not Permitted«: *Mass Terror and Stalinist Governance in the Late 1930s*, in: *Russian Review* 61 (2002), S. 113–138; Sh. Fitzpatrick, *Stalin and the Making of a New Elite, 1928–1939*, in: *Slavic Review* 38 (1979), S. 377–402.

logie, sondern ihr Produzent. Und darin, dass Menschen verschieden sind, dass sie aus verschiedenen Milieus und Kulturen stammen, nehmen die Ideen unterschiedliche Gestalt an. Karl Kautsky und Josef Stalin sprachen, wenn sie Bekenntnisse zum Marxismus abgaben, in verschiedenen Sprachen, und sie meinten Verschiedenes, wenngleich sie in den gleichen Begriffen sprachen. Aber die politischen Führer waren nicht nur Produzenten von Ideen: sie waren Männer und Liebhaber, sie pflegten Freundschaften, sie hatten eine Heimat und eine Vergangenheit, an die sie sich auf ihre Weise erinnerten, sie hassten und sie liebten, sie hatten Neurosen und sie waren Gewalttäter. Es kommt also darauf an, die Täter in ihren Lebenswelten zu beobachten und aus verschiedenen Perspektiven zu beschreiben. Es reicht nicht aus, ihre Reden und politischen Auftritte zu untersuchen oder ihre Texte zu analysieren. Wir werden die gewalttätigen Exzesse im Jahrhundert der Ideologien nicht verstehen, wenn wir nicht verstanden haben, wie Stalin und seine Gefolgsleute als Menschen gewesen sind.

Davon nun handelt das großartige Buch von Simon Sebag Montefiore, das allen Büchern, die von professionellen Historikern über den Stalinismus verfasst worden sind, allein darin überlegen ist, dass es zu erzählen weiß. Von welchem Historiker ließe sich denn sagen, seine Bücher seien schön geschrieben und würden deshalb auch gern gelesen? Aber das Buch teilt auch Neues mit. Es präsentiert Stalin und seine Paladine nicht nur als Urheber des Massenterrors und der Gewalt, sondern zeigt sie auch als lebendige Menschen, die sich über das, was sie anderen antaten, verständigen, die einander Briefe schrieben, miteinander aßen und tranken und gemeinsam den Urlaub verbrachten.

Eine solche Alltagsgeschichte des Stalinschen Hofes hätte vor zehn Jahren noch nicht erzählt werden können. Seit dem Ende der 1990er Jahre wurden die persönlichen Archive Stalins und seiner Gefolgsleute wie Kaganowitsch, Molotow, Woroschilow, Ordschonikidse, Kirow, Malenkow, Mikojan und Andrejew nach und nach für die wissenschaftliche Öffentlichkeit zugänglich. Und Sebag Montefiore hat fast alles gesehen, was man in diesen Archiven zu diesem Thema finden kann.

Von unschätzbarem Wert sind auch die Interviews, die Sebag Montefiore mit den Nachkommen der Gefolgsleute und den wenigen Überlebenden, die Stalin noch gekannt haben, führen konnte. Und natürlich die unveröffentlichten Tagebücher und Aufzeichnungen der georgischen Freunde Stalins, Tscharkwiani und Kawtaradse,

die Tagebücher des Marschalls Budjonni und Maria Swanidses, die das Milieu und die Atmosphäre am Hof des Despoten in ein helles Licht tauchen.

Was nun kann man aus dem Buch über den Menschen Stalin und seinen Hof erfahren?

Sebag Montefiore porträtiert Stalin nicht nur als Politiker, sondern auch als Vater und Ehemann, als Liebhaber, als Gastgeber und Urlauber. Dabei zeigt sich, daß Stalin keineswegs paranoid war, er liebte seine Frau, seine Söhne Jakow und Wasili und seine Tochter Swetlana, er mochte die Kinder seiner Gefolgsleute, mit denen er spielte, er pflegte Freundschaften, und er konnte, wenn er gut aufgelegt war, ein lebenswürdiger und charmanter Unterhalter sein. Davon haben nicht zuletzt zahlreiche ausländische Besucher berichtet, die sich nicht erklären konnten, wie ein Mensch, der ihnen freundlich erschien, zugleich ein Mörder und Verbrecher sein konnte. Die Ehefrau Kawtaradses, eines Jugendfreundes von Stalin, erinnerte sich an einen Besuch des Diktators in ihrer Wohnung. Stalin habe sie gefragt, als er ihre weißen Haare gesehen habe, wer sie denn so schlimm gefoltert habe? Dann habe er Speisen aus einem georgischen Feinschmeckerrestaurant kommen lassen und habe georgische Lieder gesungen. Stalin habe sie und ihren Ehemann einsperren und foltern, ihren Schwager töten lassen. Und jetzt saß er in ihrer Wohnung und sang in einem »lieblichen Tenor« georgische Lieder. »Er sang so schön.«

Stalin sang nicht nur schön, er war auch ein Gewalttäter, er war misstrauisch, er litt an Verfolgungswahn, und er hatte keine Skrupel, selbst Menschen aus seiner Umgebung zu verstoßen und ermorden zu lassen. Nicht einmal die engsten Verwandten waren vor der Rachsucht und dem Misstrauen des Despoten sicher. Robert Tucker hat in seiner Stalin-Biographie davon gesprochen, der Diktator sei psychisch krank gewesen, habe unter den Schlägen des Vaters gelitten und habe Minderwertigkeitsgefühle kompensieren müssen. So aber spricht nur, wer die Welt nicht versteht, aus der Stalin kam und in der er sich bewegte.\*

Stalins Welt bestand aus Freunden und Feinden, die sich auf Gedeih und Verderb die Treue hielten. In einem politischen System, das durch persönliche Beziehungen strukturiert und durch Freundschaften stabilisiert wurde, kam es darauf an, dass die politischen Führer einander ver-

\* Vgl. dazu die Kritik von R. G. Suny, *Beyond Psychohistory: The Young Stalin in Georgia*, in: *Slavic Review* 50 (1991), S. 48–58.

trauten und sich aufeinander verlassen konnten. Angesichts des Krieges, den das Regime seit dem Beginn der Kollektivierung gegen die Bevölkerung führte, gab es zur Freundschaft als Herrschaftsprinzip keine Alternative.\* Freundschaft fand ihren symbolischen Ausdruck in der Nähe zum Diktator. Am Hof Stalins erwarben die führenden Bolschewiki Prestige, wer dem Diktator nahe stand, verfügte über größere Autorität als jene, die keinen Zugang zum Hof erhielten. Sebag Montefiore beschreibt die Nähe zwischen Stalin und den Gefolgsleuten, die Tür an Tür auf dem Gelände des Kremls wohnten, miteinander aßen und feierten. Nach dem Krieg, als das Zentralkomitee und das Politbüro schon nicht mehr zu regulären Sitzungen zusammentraten, gehörte zum engsten Führungskreis, wer eingeladen wurde, mit Stalin Filme im Kremlikino anzusehen, an seiner Tafel zu speisen und mit ihm zu verreisen.

Die Nähe zum Diktator konnte aber auch tödlich sein, denn wo politische Entscheidungen von der persönlichen Loyalität der Freunde abhingen, kam es darauf an, sich der gegenseitigen Freundschaft stets neu zu versichern. Nur am Hof waren die Gefolgsleute unter der Kontrolle des Diktators, hier konnten sie gegeneinander ausgespielt, bespitzelt und überwacht werden. Stalin stellte die Gefolgsleute auf die Probe. Er ließ ihre Ehefrauen verhaften, wie es Kalinin und Molotow widerfuhr, er ließ die Brüder seiner engsten Freunde, Kaganowitsch, Ordschonikidse und Mikojan, erschießen, um herauszufinden, ob sie ihrer Freundschaft zum Diktator Freunde und Verwandte zu opfern bereit waren. Während der Kollektivierung und auf dem Höhepunkt des Großen Terrors entsandte Stalin die Gefolgsleute in die Provinz, um Bauern deportieren und scheinbar illoyale Kommunisten und ihre Gefolgschaften töten zu lassen. Stalins Arm reichte in alle Regionen der Sowjetunion, und es gab keine bürokratischen Prozeduren, die ihn an seinem Werk der Zerstörung hätten hindern können. Beklemmend sind die Briefe des Politbüromitglieds Andrei Andrejew, aus denen Sebag Montefiore zitiert. Aus Woronesch schickte er Stalin ein Telegramm, in dem er stolz verkündete: »Hier existiert kein Büro mehr. Alle Kader sind als Volksfeinde verhaftet. Jetzt weiter nach Rostow.« Während Menschen starben und die Kommunisten vor Angst vergingen, schickte Andrejew seiner Familie Ansichtskarten aus den Regionen, in denen er sein blutiges Handwerk betrieb.

\* J. Baberowski, *Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, München 2004, 2. Aufl.

Im Terror stellten die Magnaten vor allem ihre Treue unter Beweis. Als Anastas Mikojan Zweifel an der Schuld von Verhafteten äußerte, beauftragte Stalin ihn damit, die Führung der Kommunistischen Partei Armeniens nach Volksfeinden abzusuchen. Mikojan reiste nach Armenien und unter Aufsicht Lawrenti Berias, den Stalin ihm als Aufpasser an die Seite gestellt hatte, dort richtete er ein Massaker unter den armenischen Kommunisten an. Danach konnte Stalin sich wieder auf seinen Gefolgsmann verlassen.

Wo Stalin Illoyalität und Verrat witterte, starben nicht nur jene, die in Ungnade gefallen waren, sondern auch ihre Verwandten und Vertrauten. Es lag in der Logik des Klientelwesens und des Patronagesystems, dass Machtstrukturen nur zerstört werden konnten, wenn die Personenverbände zerschlagen wurden, die sie konstituierten. Stalin lebte in einer Welt, die von Treue und Verrat regiert wurde. In ihr konnte nur überleben, wer sich den Regeln unterwarf, die in ihr galten. Aus diesem Teufelskreis scheinen die Magnaten erst in den letzten Lebensjahren des Diktators ausgebrochen zu sein, als Stalin ihnen allen nach dem Leben trachtete. Als Molotow und Mikojan in Ungnade fielen, Beria in Verdacht geriet, überwand die Höflinge ihre Feindschaft und das gegenseitige Misstrauen. Möglicherweise waren die letzten Lebensjahre Stalins der Anfang jener kollektiven Führung, an der die Nachfolger des Despoten bis zum Ende der Sowjetunion im Jahre 1991 festhielten.\*

Stalin und seine Magnaten lebten in einer Symbiose, in einem hermetisch abriegelten Raum, zu dem Fremde keinen Zutritt bekamen, aus dem sich die Mitglieder dieses Inneren Kreises der Macht aber auch selbst nicht hinausbegaben. So errichteten sie sich eine Welt mit Bedeutungen, die ihnen zur Wirklichkeit wurden und der sie nicht mehr entkamen. Was uns als paranoid oder absurd erscheinen mag, war im Horizont Stalins und seines Hofes normal. Alle Höflinge mussten sich dem Arbeitsrhythmus des Diktators unterwerfen, der erst am frühen Morgen zu Bett ging und mittags aufstand. Erst wenn Stalins Sekretär Poskrebeschew das Signal gegeben hatte, dass Stalin nun nicht mehr anrufen werde und sich schlafen gelegt habe, durften auch die Mitglieder der Führung und die Minister ins Bett gehen. Alle Mitglieder des Hofes lebten auf Abruf, sie ruinierten ihre Gesundheit, sie übten sich im Über-

\* Yoram Gorlitzki/Oleg Khlevniuk, *Cold Peace. Stalin and the Soviet Ruling Circle, 1945–1953*, Oxford 2004.

lebenstraining, und sie konnten unter diesen Umständen von der Welt, in der die anderen lebten, nur wenig noch in Erfahrung bringen. Darin mag nicht zuletzt die groteske Realitätsverweigerung begründet liegen, die das späte Stalin-System auszeichnete. Sebäg Montefiore zitiert aus den Erinnerungen von Milovan Djilas, der während einer Kinodarführung beobachtete, dass Stalin das Geschehen auf der Leinwand – es handelte sich um einen amerikanischen Western – wie ein Kind kommentierte, das den Unterschied zwischen Fiktion und Realität nicht zu erkennen vermag.\*

Sebäg Montefiore zeigt uns Stalin und seine Höflinge auch als Gewalttäter. Stalin trug militärische Kleidung, er besaß einen Revolver und wurde von Leibwächtern bewacht, die den Macho-Kult der Gewalt pflegten. Lasar Kaganowitsch und Sergo Ordschonikidse schlugen ihre Untergebenen, die Chefs des NKWD, Nikolai Jeschow, Lawrenti Beria und ihre Helfer Frinowski, Berman, Kobulow, Zereteli und Abakumow folterten ihre Opfer selbst, brachen ihnen die Knochen oder töteten sie mit Genickschüssen. Unvorstellbar, daß Reinhard Heydrich, Heinrich Himmler oder Adolf Eichmann in die Gestapokeller hinabgestiegen wären, um zu foltern und zu töten. Stalin aber umgab sich nur mit solchen Männern, denen die Hand nicht zitterte und die, wenn es darauf ankam, kaltblütig zu morden verstanden. Als Beria nach dem Sturz Jeschows dessen Gefolgsleute zu töten begann, legte Stalin seine schützende Hand über den Henker Blochin, der in der Lubianka für die Ermordung der Todeskandidaten verantwortlich war. Er war es auch, der 1940 mit seinen Gehilfen an mehreren Abenden tausende polnischer Offiziere erschoss, die dann im Wald von Katyn verscharrt wurden. Stalin schätzte diese Arbeit, und so kam es, dass Blochin sein Handwerk auch unter Beria fortsetzen konnte. Nach der Hinrichtung Sinojew und Kamenews im Jahre 1936 trafen sich Stalin und seine Freunde zu einem Gelage, in dessen Verlauf der Chef der Stalinschen Leibwache, der ungarische Friseur Karl Pauker, davon erzählte, wie Sinojew auf Knien um sein Leben gefleht habe. Stalins Höflinge waren amüsiert. Stalin selbst konnte nicht aufhören zu lachen, so sehr gefiel ihm die Parodie, und er musste Pauker bitten, aufzuhören, um nicht an einem Lachanfall zu ersticken. Stalin liebte die Gewalt, und wer die persönlichen Papiere der Satrapen in den Archiven gesehen und in ihrer Sprache gelesen hat, versteht, wie am Hof Stalins

\* M. Djilas, Gespräche mit Stalin, Frankfurt am Main 1962, S. 132–133.



gesprochen werden musste. Der Stalinismus war Repräsentation gewordene Gewalt.

Nicht einmal im Krieg mochte Stalin davon absehen, Krisen durch den Einsatz brutaler Gewalt zu beheben. Während des finnisch-sowjetischen Winterkrieges 1939/40 entsandte er den Chef der politischen Verwaltung der Roten Armee und militärischen Laien, Lew Mechlis, an die Front. Er wusste den Offizieren keinen militärischen Rat zu geben. Er ließ sie statt dessen erschießen, wo sich ihm keine Erfolge zeigten. So verfuhr Stalin auch nach dem Angriff der Wehrmacht auf die Sowjetunion. Die Dokumente aus dem Archiv des Verteidigungsministeriums, aus denen Sebag Montefiore zitiert, belegen, dass Stalin auch jetzt der Gewalt den Vorzug gegenüber anderen Lösungen gab. Generäle und Offiziere wurden erschossen, Familienmitglieder von gefangenen Sowjetsoldaten als Geiseln genommen und bis zum Ende des Jahres 1942 mehr als 150 000 Soldaten als vermeintliche Deserteure und Feiglinge erschossen. Es gibt keinen Zweifel: Stalin und seine Freunde konnten sich keine anderen Lösungen vorstellen, sie misstrauten ihrer Umwelt und setzten Gewalt ein, um Loyalität und Gehorsam zu erzwingen.

Stalin war kein Russe, er war ein Georgier, der vom Rand des Imperiums kam. Man konnte es sehen und man konnte es hören, wenn er sprach. Auch darüber hat Sebag Montefiore mehr zu sagen als die professionellen Historiker, die diese Seite Stalins entweder für unwichtig gehalten oder ignoriert haben.\* Stalin war stolz auf seine Herkunft, er trank georgischen Wein und aß georgische Speisen, sang Lieder aus seiner Heimat. An seiner Tafel mussten die Kaukasier Ordschonikidse und Mikojan die Funktion des Tamada übernehmen, der Trinksprüche auszubringen hatte. Stalin und Mikojan tanzten zu den Klängen georgischer Volksmusik, und wenn Stalin, umgeben von georgischen Leibwächtern, nach Abchasien in den Urlaub fuhr, lud er Freunde aus seiner Heimat in sein Landhaus ein, damit sie mit ihm die Ferien verbrachten: Lakoba, Tscharkwiani und Mgeladse, die Parteichefs von Georgien und Abchasien, und andere, die auf georgische Weise zu feiern und zu singen verstanden und die dem Diktator jeden Wunsch von den Lippen ablasen.

Stalin teilte die konservativen Auffassungen des georgischen Milieus, in dem er aufgewachsen war. Frauen sollten keine »Ideen« haben,

\* Mit Ausnahme von A. J. Rieber, Stalin. Man of the Borderlands, in: *American Historical Review* 53 (2001), S. 1651–1691.

scheu sein und ihre Körper bedecken und sich den Männern unterordnen. Stalin achtete darauf, dass keiner der Günstlinge am Hof gegen die patriarchalischen Familientraditionen verstieß. Die Frau seines Sohnes Jakow fütterte Stalin mit der Gabel, wie es die Patriarchen in georgischen Dörfern tun, wenn sie der Schwiegertochter ihre Zuneigung demonstrieren, er gab den Kindern der Magnaten Wein aus Fingerhüten zu trinken und kritisierte Gefolgsleute, die ihren Eltern nicht den gebührenden Respekt entgegenbrachten. Das System der Freundschaft, der Ehre, der Männerbünde und der Blutrache – all das kam aus Stalins Heimat. Sebag Montefiore sagt, dass am Ende der 1930er Jahre, mit der Ankunft Berias, der Hof Stalins eine kaukasische Färbung angenommen habe.

Wenngleich darüber im Buch nichts gesagt wird, so lässt die Erzählung doch erkennen, dass zwischen den Ressentiments, die Stalin pflegte – gegen Ukrainer, Polen, Juden und Muslime – und seinen Erfahrungen im Kaukasus ein Zusammenhang bestand. Denn an der Peripherie waren soziale Konflikte stets auch interethnische Auseinandersetzungen. Während des finnisch-sowjetischen Krieges fand Stalin einmal eine eigenwillige Erklärung für das Versagen seiner Armee: in ihr dienten zu viele Ukrainer, deshalb gebe es Niederlagen. Die Ethnisierung der Sowjetunion – sie verkörperte sich in Stalin, der nicht verschwieg, dass er vom Rand des Vielvölkerreiches kam.

Jeder, der über Stalin schreibt, spricht von der Ideologie, Sebag Montefiore nicht. Zwar stößt der Leser an zwei Stellen des Buches auf die Behauptung, Stalin sei ein fanatischer Marxist gewesen, aber dann taucht dieser Bezug überhaupt nicht mehr auf. Nirgendwo, wo Sebag Montefiore von der Gewalt und den Beziehungen zwischen den Höflingen spricht, ist überhaupt vom Marxismus die Rede. Die Gefolgsleute unterhielten sich nicht über den Kommunismus und die richtige Auslegung der heiligen Texte. Sie lösten Probleme, und in den meisten Fällen taten sie es mit Gewalt. Aber niemand brauchte, um dies zu tun, einen Verweis auf die heiligen Schriften. Hier liegt das Unerhörte und der Kern des Buches verborgen: Wer Stalin und den Stalinismus verstehen will, muss sich über die Kultur und das Milieu der Täter Klarheit verschaffen. Darin, dass es uns dieses Milieu nahe bringt, hat Sebag Montefiore der Stalinismus-Forschung einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

# Prolog

## DAS FESTESSEN VOM 8. NOVEMBER 1932

Am Abend des 8. November 1932 machte sich die gerade erst einund-dreißigjährige Nadja Allilujewa Stalin hübsch für das rauschende Fest zum fünfzehnten Jahrestag der Revolution. Die asketische, ernste, aber zart besaitete Gattin des ZK-Generalsekretärs betonte sonst ihre »bolschewistische Schlichtheit«, kleidete sich gewöhnlich ausgesprochen unauffällig, mit einfarbigen Schals zu hochgeschlossenen Blusen, das rundliche Gesicht mit den braunen Augen meist völlig ungeschminkt. Doch für das bevorstehende Bankett wollte sie sich besonders herausputzen. In der etwas düsteren Wohnung im Poteschnipalast, einem aus dem 17. Jahrhundert stammenden Lustschloss des Zaren für Theateraufführungen, drehte sie sich im langen, hocheleganten, schwarzen Kleid mit aufgestickten roten Rosen, einem Import aus Berlin, vor ihrer Schwester Anna. Zur Feier des Tages hatte Nadja sich eine »modische Frisur« statt des üblichen strengen Knotens gegönnt und spielerisch eine tiefrote Tee-rose in die schwarze Haarpracht gesteckt.

Das Fest, zu dem alle bolschewistischen Magnaten erschienen – darunter Premier Molotow und seine schlanke, kluge, kokette Frau Polina, Nadjas enge Freundin –, richtete alljährlich Verteidigungskommissar Woroschilow aus, der im langen, schmalen Lokal der Reitergarde\* nur einen Katzensprung vom Lustschloss entfernt wohnte. Im intimen kleinen Kreis der bolschewistischen Elite endeten die schlichten, aber ausgelassenen Feiern gewöhnlich damit, dass die Potentaten mit ihren Frauen Kosakentänze aufs Parkett legten und georgische Klagelieder anstimmten. Doch dieser Abend sollte einen ganz anderen Ausgang nehmen.

\* Das Gebäude der Gardekavallerie wurde unter Chruschtschew/Breschnew abgerissen und durch den klotzigen Kongresspalast ersetzt (A. d. Ü.).

Derweil saß wenige hundert Meter ostwärts, zum Roten Platz mit dem Leninmausoleum hin, Josef Stalin – ihr mit dreiundfünfzig gut zwanzig Jahre älterer Mann, der Vater ihrer beiden Kinder, seines Zeichens Generalsekretär des Zentralkomitees der Bolschewistischen Partei und *Woschd* (Führer/Feldherr) der Sowjetunion – in seinem Amtszimmer oben im großen Dreieck des Gelben Palasts\* aus dem 18. Jahrhundert seinem Lieblingsgeheimpolizisten gegenüber: Genrich Jagoda, dem stellvertretenden Vorsitzenden der GPU.\*\* Der in Nischni Nowgorod geborene Sohn eines Juweliers, mit Frettchengesicht, »Hitlerbärtchen« und einer Vorliebe für Orchideen, Pornographie und literarische Freundschaften, unterrichtete Stalin dort über aktuell in der Partei gegen ihn geschmiedete Komplotte und weitere Unruhen auf dem Lande.

Im Beisein des zweiundvierzigjährigen Molotow und seines drei Jahre älteren Chefökonom Walerian Kuibishev, der mit wild zerzaustem Haar, einer Leidenschaft für Alkohol, Frauen und, wie es sich gehört, die Poesie an einen wahnsinnigen Dichter erinnerte, ordnete Stalin die Festnahme seiner Widersacher an. Die Last jener Monate wirkte erdrückend, da er sogar befürchten musste, die in einen Strudel von Hungersnot und Chaos geratene Ukraine zu verlieren. Nach Jagodas Abgang um 19.05 Uhr sprachen die Zurückgebliebenen noch über ihre Kampagne gegen die Bauernschaft mit dem Ziel, ihr »das Genick zu brechen«, mochte die größte hausgemachte Hungersnot in der Geschichte des Landes auch Millionen dahinraffen. Im festen Entschluss, mit Hilfe von Getreideexporten ihren gewaltigen Plan zu finanzieren, Russland in eine moderne Industriemacht zu verwandeln, spielte sich die Tragödie an jenem Abend zunächst direkt vor ihren Augen ab: Stalin geriet in die tiefste und schmerzlichste persönliche Krise seiner gesamten Laufbahn, die ihn bis ans Ende seiner Tage immer wieder einholen sollte.

Um 20.05 Uhr schlenderte Stalin in Begleitung der anderen über die verschneiten Gassen und Plätze der mittelalterlichen Festung mit ihren roten Mauern zu der Feier, allerdings ganz und gar nicht festlich geklei-

\* Das heutige Ministerratsgebäude im Nordosten des Kreml (A. d. Ü.).

\*\* Die sowjetische Geheimpolizei hieß anfangs Außerordentliche Kommission für den Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage, abgekürzt Tscheka. 1922 wurde sie zur Staatlichen Politischen Verwaltung (GPU) und danach zur Vereinigten GPU, sprich OGPU. 1934 unterstellte man sie dem Volkskommissariat für nationale Angelegenheiten (NKWD), bezeichnete allerdings die Geheimpolizisten weiterhin als »Tschekisten« und ihre Behörden als »die Organe«. 1941 und 1943 trennte man die Staatssicherheit als eigenes Kommissariat ab, das NKGB, und dieses führte von 1954 bis 1991 den Namen Komitee für Staatssicherheit (KGB).

det, mit ausgebeulten Hosen, Wildlederstiefeln, einem abgetragenen Armeemantel und der Wolfspelzmütze mit Ohrenklappen. Sein linker Arm war etwas kürzer als der rechte, was zu dieser Zeit aber noch kaum auffiel – und für gewöhnlich rauchte er Zigaretten oder paffte eine Pfeife. Der Charakterkopf mit dem dichten schwarzen, schon leicht angegrauten Haar strahlte würdevolle Stärke aus; seine fast orientalisch wirkenden »honigbraunen« Augen konnten bei Wutanfällen gelblich blitzen. Kinder fanden seinen Bart kratzig und den Tabakgeruch ätzend, doch Molotow und viele Verehrerinnen bescheinigten ihm noch Anziehungskraft auf Frauen, mit denen er zaghaft und unbeholfen flirtete.<sup>1</sup>

Der stämmige, nur ein- und zweiundsechzig große Mann, der tapsig, aber flott in seinem derben Watschelgang (den Bolschoi-Schauspieler bei der Zarendarstellung vorsichtig karikierten) neben Molotow herlief und in seinem schweren georgischen Akzent leise mit ihm plauderte, hatte sonst nur den Leibwächter an seiner Seite. Die Magnaten bewegten sich fast ohne Personenschutz durch Moskau. Sogar der argwöhnische Stalin, den man auf dem Lande bereits hasste, ging mit nur einem Bewacher von seinem Büro am Alten Platz nach Hause. Eines Abends liefen Molotow und Stalin »unbegleitet« durch einen Schneesturm über den Manegenplatz heimwärts, als ein Bettler auf sie zukam. Stalin gab ihm zehn Rubel, worauf der enttäuschte Mann schrie: »Ihr verdammten Bourgeois!«

»Wer soll unser Volk verstehen?«, sinnierte Stalin. Trotz der Attentate auf sowjetische Größen (darunter 1918 ein missglücktes auf Lenin) war die Lage bis zur Ermordung des Botschafters in Polen im Juni 1928, als man die Sicherheitsmaßnahmen etwas verschärfte, bemerkenswert ruhig geblieben. Zwar hatte das Politbüro 1930 beschlossen, »dem Genossen Stalin Spaziergänge durch die Stadt zu untersagen«, er jedoch hat gleichwohl noch ein paar Jahre lang an diesem Usus festgehalten. Allerdings sollte dieses goldene Zeitalter wenige Stunden später in Blut, wenn nicht gar Mord versinken.<sup>2</sup>

Stalin genoss zwar bereits einen gewissen Ruhm als unergründliche Sphinx – ein behäbiger Phlegmatiker, dokumentiert durch seine Art, die Pfeife ostentativ wie ein Dorfältester zu schmauchen, weit davon entfernt, das von Trotzki verachtete bürokratische Mittelmaß zu verkörpern –, doch der wahre Stalin war ein energischer, zielstrebiges Melodramatiker und als solcher in jeder Hinsicht außergewöhnlich.

Unter der Oberfläche dieses unheimlich stillen Wassers wüteten mörderische Strudel des Ehrgeizes, des Zorns und des Unglücks. Ob er eine

Politik der kleinen Schritte trieb oder ungestüm voranpreschte: Stalin schien immer von einem Panzer aus kaltem Stahl umgeben, hatte jedoch feinste Antennen, und sein feuriges georgisches Gemüt war derart aufbrausend, dass es ihm fast die Karriere ruiniert hätte, als er seinen Groll an Lenins Frau ausließ. Er war ein launischer Neurotiker mit dem eruptiv brodelnden Naturell eines überspannten Schauspielers, der sich am eigenen Drama ergötzt – was sein späterer Nachfolger Nikita Chruschtschew als einen *Lizedei* bezeichnete, einen Heuchler oder Simulant. Lasar Kaganowitsch, in mehr als dreißig Jahren einer seiner engsten Genossen (der sich übrigens ebenfalls auf dem Weg zu dem Festmahl befand), hinterließ die beste Beschreibung dieses »einzigartigen Charakters«: Er war »immer wieder ein anderer ... Ich kannte nicht weniger als fünf oder sechs Stalins«.

Doch die Öffnung der Archive und die somit neuerdings zugänglichen Quellen bringen viel mehr über Stalin ans Licht als je zuvor, so dass es nicht mehr angemessen erscheint, ihn als »rätselhaft« zu bezeichnen. Heute wissen wir, wie er sprach (ständig über sich selbst, oft mit enthüllender Aufrichtigkeit), wie er Aktenvermerke und Briefe schrieb, was er aß, sang und las. Im Spiegel der facettenreichen Bolschewikführung, einem beispiellosen Umfeld, tritt er als leibhaftige Person zutage. Als Mensch war er ein hochintelligenter, begabter Politiker, für den vor allem die weltgeschichtliche Rolle zählte, ein Wissenshungriger, der historische und literarische Werke verschlang, aber auch ein extremer Hypochonder, der an chronischer Mandelentzündung, Schuppenflechte und – dank des deformierten Arms und der Eiseskälte des sibirischen Exils – rheumatischen Schmerzen laborierte. Redselig, umgänglich und ein guter Sänger, ruinierte dieser einsame, zerrissene Mann im Lauf der Zeit jede Liebesbeziehung und Freundschaft, indem er das Glück der politischen Notwendigkeit und seiner gefräßigen Paranoia opferte. Obwohl durch eine raue Kindheit ungewöhnlich gemütskalt, bemühte er sich, ein liebevoller Vater und Ehemann zu sein, um am Ende doch jede emotionale Bindung zu ruinieren – als einer, der von Rosen und Mimosen schwärmte, im Tod die Lösung aller menschlichen Probleme sah und auf Hinrichtungen schwor. Der Atheist hatte alles Priestern zu verdanken und sah die Welt im Sinne von Sünde und Reue, war jedoch »von Jugend an ein begeisterter Marxist«. Sein Fanatismus und sein messianischer Egoismus fanden keine Grenzen. Er bekannte sich zwar zum Modell eines großrussischen Reiches, blieb aber im Grunde seines Herzens Georgier.

Die meisten Staatenlenker neigen zu einer cäsarischen Selbstüberhöhung, um ihre historische Rolle wie auf einer fiktiven Weltbühne zu bewundern, doch Stalins Objektivierung ging ein ganzes Stück weiter. Sein Adoptivsohn Artjom Sergeew erinnerte sich daran, dass er seinem Sohn Wasili lautstark vorwarf, den großen Namen auszunutzen. »Aber ich bin doch auch ein Stalin«, verteidigte sich Wasili.

»Nein, bist du nicht«, erwiderte der Vater. »Du bist ebensowenig Stalin wie ich. Stalin *ist* die Sowjetmacht. Stalin ist sein Abbild in den Zeitungen und auf Porträts – nicht du, nicht einmal ich!«

Er war ein Eigengeschöpf. Wer seinen Namen, seinen Geburtstag, seine Nationalität, seine Erziehung, ja seine ganze Vergangenheit erfindet, um Geschichte zu machen, die Führung zu übernehmen, müsste eigentlich im Irrenhaus enden, sofern er nicht mit Willensstärke, Glück und Geschick die Gunst der Stunde nutzt, den natürlichen Gang der Dinge umzukehren. Stalin war ein solcher Mann. Die erforderliche Dynamik kam aus der bolschewistischen Partei, und die große historische Chance lag im Niedergang der russischen Monarchie. Nach Stalins Tod kam es in Mode, ihn als einen bloßen Fehltritt zu betrachten, aber das war genauso eine grobe Geschichtsklitterung, wie er selbst sie betrieb. Stalins Erfolg war kein Zufall: Niemand unter seinen Zeitgenossen war besser ausgestattet für die niederträchtigen Intrigen, theoretischen Finnen, mörderischen Dogmen und unmenschlichen Härten von Lenins Partei. Man findet schwerlich eine engere Synthese aus einem Mann und einer Partei als die ideale Ehe zwischen Stalin und dem Bolschewismus, dessen Stärken und Schwächen er in seiner Person widerspiegelte.<sup>3</sup>

Nadja weidete sich an ihrer Gala. Noch am Vortag der Revolutionsparade hatten sie starke Kopfschmerzen gequält, aber heute fühlte sie sich beschwingt. Wie der wirkliche Stalin nicht in seinem historischen Erscheinungsbild aufging, so auch Nadeschda Allilujewa. »Sie war sehr schön, doch auf Fotos erkennt man das nicht«, erinnerte sich Artjom Sergeew, »und nicht im landläufigen Sinne hübsch.« Wenn sie lächelte, strahlten ihre Augen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit aus, sie konnte aber auch grimmig und arrogant dreinschauen und litt häufig unter psychischen und körperlichen Beschwerden. Ihre kühle Distanz durchbrachen immer wieder hysterische und depressive Anfälle. Sie war chronisch eifersüchtig. Im Unterschied zu Stalins Galgenhumor entdeckte bei Nadja niemand eine Spur von Witz. Als Bolschewikin konnte sie durchaus bei ihm petzen, um Feinde zu denunzieren. War das also die

Ehe zwischen einem Ungeheuer und einem Lamm, eine Allegorie auf Stalins Umgang mit Russland als solchem? Nur insofern, als es in jeder Hinsicht eine bolschewistische Ehe war, typisch für die besondere Kultur, aus der sie erwuchs. Doch in einem anderen Sinne war es bloß die übliche Tragödie: Ein abgestumpfter Workaholic könnte keinen schlechteren Partner für eine egozentrische, unausgeglichene Frau abgeben.

Stalins Alltag stellte sich wie eine vollkommene Synthese aus bolschewistischer Politik und Familienleben dar. Trotz des brutalen Kriegs gegen die Bauern und des immer größeren, auf der Führung lastenden Drucks schien diese Zeit eine glückliche Idylle, mit Wochenenden in ruhigen Landhäusern, ausgelassenen Festen im Kreml und Badeurlaub am Schwarzen Meer, die Stalins Kinder als die glücklichsten ihres Lebens in Erinnerung behielten. Stalins Briefe zeugen von einer schwierigen, aber liebevollen Ehe:

»Hallo Tatka ... ich vermisse Dich schrecklich, Tatotschka, bin so einsam wie eine gehörnte Eule«, schrieb Stalin am 21. Juni 1930 an Nadja. »Ich muss nicht dienstlich weg, sondern nur meine Arbeit erledigen, und fahre dann morgen zu den Kindern hinaus. ... Also bis bald, bleib nicht zu lange fort, sondern komm lieber etwas früher zurück! Sei geküsst! Dein Josef.«<sup>4</sup> Nadja kurte in Karlsbad, um ihre Kopfschmerzen zu bändigen. Stalin vermisste sie und kümmerte sich um die Kinder. Bei anderer Gelegenheit schloss sie einen Brief wie folgt:

»Bitte pass auf Dich auf! Ich küsse Dich ebenso leidenschaftlich wie Du mich zum Abschied! Deine Nadja.«<sup>5</sup>

Da beide impulsiv und dünnhäutig waren, konnte es keine einfache Beziehung sein. Ihre Konflikte endeten oft in Dramen. 1926 ging Nadja mit den Kindern nach Leningrad, wollte ihn verlassen, doch Stalin flehte sie an zurückzukehren, und sie gehorchte. Man möchte meinen, dass solche Krisen häufig vorkamen, doch sie bildeten nur Unterbrechungen einer bestimmten Art von Glück. Stalin war oft aggressiv und beleidigend, noch schwerer zu ertragen wahrscheinlich jedoch in seiner Unnahbarkeit, Nadja stolz und streng, neigte allerdings zu Krankheiten. Während Genossen wie Molotow und Kaganowitsch sie am Rande des »Wahnsinns« sahen, räumte die eigene Familie nur ein, dass sie »manchmal verrückt und überempfindlich war, denn in allen Allilujews floss ein feuriges Zigeunerblut«.<sup>6</sup> Es war ein unmögliches Paar, beide gleichermaßen selbstsüchtig, unterkühlt, jedoch mit hitzigem Gemüt, auch wenn Nadja nichts von Stalins Grausamkeit und Falschheit an sich hatte. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich, um glücklich werden zu können.